

Ludwig J. Pongratz (Hg.)

Philosophie in Selbstdarstellungen III

Mit Beiträgen von J. Ebbinghaus • H.-G. Gadamer
H. Heimsoeth • E. Heintel • F. Kaulbach • H. Kuhn



PHILOSOPHIE IN SELBSTDARSTELLUNGEN

Herausgegeben von
Ludwig J. Pongratz

Band III
mit Beiträgen von

Julius Ebbinghaus, Hans-Georg Gadamer,
Heinz Heimsoeth, Erich Heintel,
Friedrich Kaulbach, Helmut Kuhn

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHIE IN SELBSTDARSTELLUNGEN

BAND I: Mit Beiträgen von E. Bloch, J. M. Bochenski, A. Dempf, H. Glockner, H.-E. Hengstenberg, P. Jordan, W. Marx, J. Pieper, H. Plessner. BoD-Nachdruck der Ausgabe von 1975. X, 316 S. mit 9 Bildtafeln. ISBN: 9783-7873-0341-0

BAND II: Mit Beiträgen von G. Günther, D. v. Hildebrand, L. Landgrebe, B. Liebrucks, F. Mayer-Hillebrand, W. Schulz, W. Weischedel, C. F. v. Weizsäcker. BoD-Nachdruck der Ausgabe von 1975. VI, 399 S. mit 8 Bildtafeln. ISBN: 978-3-7873-0342-7

BAND III: Mit Beiträgen von J. Ebbinghaus, H.-G. Gadamer, H. Heimsoeth, E. Heintel, F. Kaulbach, H. Kuhn. BoD-Nachdruck der Ausgabe von 1977. IV, 292 S. mit 6 Bildtafeln. ISBN: 978-3-7873-0397-7

Weitere Informationen zu unserem BoD-Programm unter:
www.meiner.de/bod.

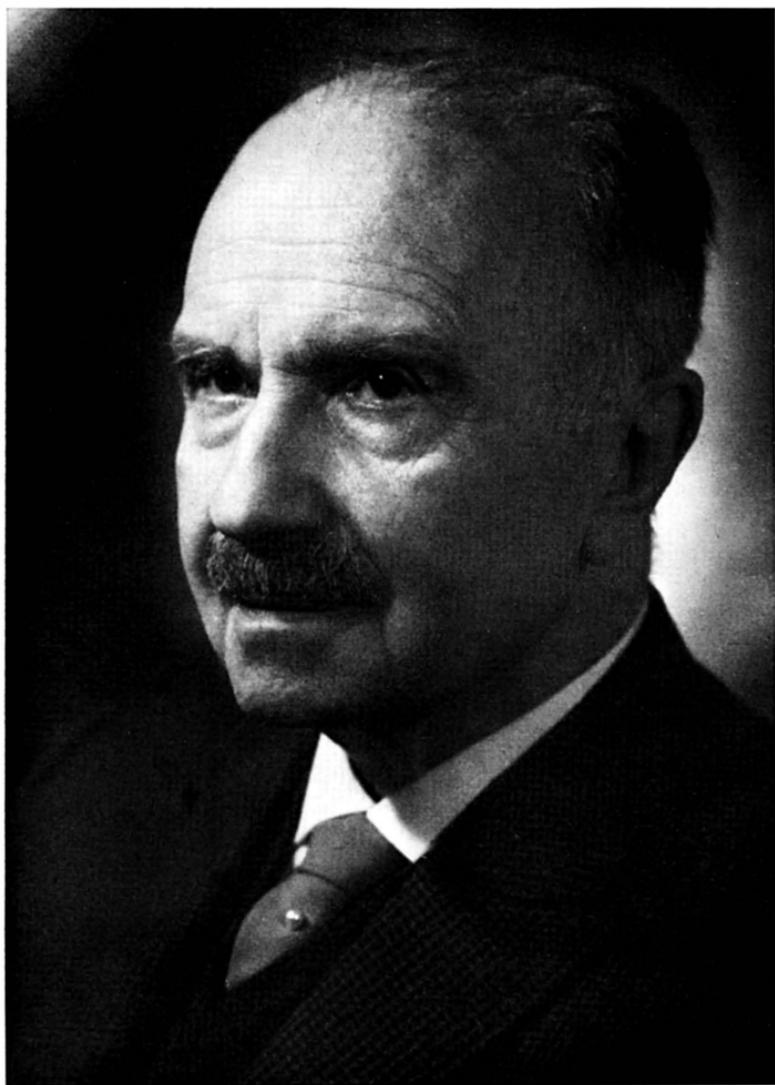
Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.
ISBN 9783-7873-0397-7
ISBN eBook: 978-3-7873-2777-5

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1977. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.
www.meiner.de

INHALT

Julius Ebbinghaus	1
Hans-Georg Gadamer	60
Heinz Heimsoeth	102
Erich Heintel	133
Friedrich Kaulbach	189
Helmut Kuhn	236
Namenregister	285
Schlagwortverzeichnis	290



J. Eblingham.

Mein Vater *Hermann Ebbinghaus* stammte aus einer westfälischen Familie, deren Mitglieder meistens als Unternehmer in der Papierfabrikation oder im Papierhandel tätig waren. Er selbst war der erste der Familie, der die akademische Laufbahn einschlug: als ich am 9. November 1885 geboren wurde, war er Privatdozent der Philosophie an der Universität Berlin. Er hatte seinen Vater früh verloren. Seine Mutter war eine streng kirchliche Frau. Der Zwang, den sie in dieser Hinsicht auf ihre Kinder ausübte, hat meinem Vater eine tiefgewurzelte Abneigung gegen alle Orthodoxie eingeflößt. Gleichwohl hielt er an einer vernünftigen, auf das moralische Wohlverhalten gerichtete Religiosität fest, und er hat die Bereitschaft zu deren Anerkennung auch auf mich übertragen. Politisch gehörte er dem fortschrittlichen Flügel der in den 70er und 80er Jahren bedeutenden Nationalliberalen Partei an. Er war patriotisch gesonnen und ein Verehrer Bismarcks. Innenpolitisch stand er dem konservativen und klerikalen Kurse der preußischen Regierung ablehnend gegenüber. In der Verdrossenheit über die Hintansetzung der Vertreter der Wissenschaft gegenüber den Militärs und Verwaltungsbeamten im preußischen Staate hat er – einer Verabredung mit dem ihm befreundeten *Friedrich Paulsen* gemäß – den ihm verliehenen, für ältere Professoren üblichen Titel eines Geheimen Regierungsrates abgelehnt bzw. keinen Gebrauch davon gemacht. Dasselbe gilt von dem ihm verliehenen roten Adlerorden 4. Klasse. Er hat auch dessen Empfang weder bestätigt noch eine Mahnung der Ordenskommission, er möge es tun, befolgt.

Nach anfänglichem Vorschulbesuch in Berlin und Breslau, wohin mein Vater im April 94 berufen worden war, habe ich meine Schulbildung von der Quarta an auf dem Magdalenyngymnasium in Breslau erhalten. Das Ergebnis war eine tiefgewurzelte Überzeugung vom Bildungswerte der klassischen Sprachen und ihrer Literatur, verbunden mit einer guten Aus-

bildung in der Elementarmathematik und im Französischen. Ich verließ das Gymnasium Ostern 1904 mit der wohl am Vorbild des Vaters orientierten aber keineswegs von ihm geförder-ten Absicht, Philosophie zu studieren. Im ersten Semester ging ich einer damaligen Mode folgend nach Lausanne. Daran schloß sich im August und September eine Teilnahme an den Ferienkursen in Grenoble, wo man auf der Basis des in der Schule gelernten nicht nur ein fließendes, sondern an Hand des Unterrichtes des ebenso gelehrten wie wandertüchtigen und amüsanten Phonetikers *Paul Passy* (genannt *ours des montagnes*) auch ein akzentfreies Französisch sprechen lernen konnte.

Im Oktober 1904 ging ich dann — nicht mit vollem Beifall meines Vaters, der eine kleine Universität für den Anfänger passender fand — für zwei Semester an die Universität Berlin. Dort hörte ich als Hauptkollegs Geschichte der Philosophie bei *Friedrich Paulsen*, Psychologie und Logik bei *Carl Stumpf* und Experimentalphysik bei *Emil Warburg*. Es folgten drei Semester in Halle, wohin mein Vater im Herbst 1905 berufen worden war, so daß ich Gelegenheit hatte, bei ihm sowohl sein Hauptkolleg über Psychologie wie auch eine sehr gut orientierende vierstündige Vorlesung über Geschichte der Philosophie zu hören. Das Studium der Experimentalphysik in Kollegs und Übungen setzte ich fort. Außerdem hörte ich die beiden Hauptkollegs über anorganische und organische Chemie.

Mittlerweile war in mir der Wunsch entstanden, eine der damals in Deutschland herrschenden philosophischen Hauptrichtungen durch Studium bei einem ihrer Vertreter kennen zu lernen. Mein Verlangen stand nach Freiburg. Die Bücher des dort lehrenden *Heinrich Rickert* über »Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung« und den »Gegenstand der Erkenntnis« schienen mir am meisten den Charakter einer eigenständigen Behandlung von Grundproblemen der menschlichen Erkenntnis zu haben. Mein Vater aber, der den Mangel an Sachhaltigkeit in den introvertierten Reflexionen Rickerts durchschaute, nötigte mich, statt dessen nach Heidelberg zu gehen. Er setzte mit Recht voraus, daß die umfassenden Stu-

dien der Geschichte der Philosophie, von denen die Bücher des in Heidelberg wirkenden *Wilhelm Windelband* Zeugnis ablegten, von größerem Nutzen für meine philosophische Ausbildung sein würden, als der sterile Formalismus der Rickert'schen Begriffsanalysen.

Indessen war ich schon damals nicht mehr ein bloß neutraler Hörer philosophischer Vorlesungen. Von Anfang an war das Leitmotiv meiner Studien gewesen, herauszufinden, welche Philosophie denn unter allen denen, die angeboten worden waren, die richtige wäre. Oder mußte die von Philosophen gesuchte Erkenntnis überhaupt erst gefunden werden? Ich las *Schopenhauers* »Welt als Wille und Vorstellung« mit Vergnügen, aber mehr als ein fesselndes Produkt der Phantasie als der Erkenntnis. Ich suchte den Zugang zu *Kant* an Hand der Monographie *Paulsens* über ihn in *Frommanns Klassikern*, aber die Problemstellung der »Kritik der reinen Vernunft« wurde mir dadurch in ihren Motiven weder durchsichtig noch interessant.

In diesem Zustande hatte ich in Halle in meinem vierten Semester eine Vorlesung des damaligen Privatdozenten für Philosophie *Fritz Medicus* über *Fichte* gehört, die mich durch das ungewöhnliche persönliche Engagement des Vortragenden fesselte. Der Sache nach konfrontierte sie mich zum ersten Male mit einem mich anregenden und aufregenden Versuch, ein System der Philosophie auf gewissen unbezweifelbaren obersten Grundsätzen aufzubauen. Unter der Devise aus *Windelbands* Präludien: *Kant* verstehen heißt über ihn hinausgehen, konnte man in dem Vorsatz der Reaktivierung der Wissenschaftslehre *Fichtes* von 1794 und seiner beiden Einleitungen in diese von 1797 sehr wohl eine Legitimation für den Eintritt in den Kreis des Heidelberger Seminars erblicken.

Dieser Kreis war es, aus dem alsbald eine neue Verführung an mich herantrat, die mich noch einen Schritt weiter auf dem Wege tun ließ, der, wie ich glaubte, gegangen werden mußte, wenn die Philosophie wieder zu einer allgemein anerkannten Rolle innerhalb des Ganzen der Wissenschaften gelangen können sollte. Der Verführer war ein älterer Doktorand *Windel-*

bands, dem ich auf einem der Abende begegnete, zu denen *Windelband* die Mitglieder des philosophischen Seminars einmal oder zweimal im Semester einlud. Der neue Bekannte, mit dem ich über meinen Fichteanismus ins Gespräch kam, war *Otto Closs*.

Dieser war in seinen verfloßenen Berliner Semestern zu einem Hegelianer höchst eigener Art geworden. Die Tradition der Philosophie *Hegels* an der Universität Berlin war damals noch nicht völlig erloschen. Als ihr Anhänger bekannt war der Honorarprofessor *Adolf Lasson*, ein Außenseiter, der für die Sache des Schwaben in einem mit unwiderstehlichen Späßen gewürzten, unverfälschten Berlinisch warb. Dazu kam der Historiker *Delbrück*, in dessen 1924 erschienenen »Vorlesungen über Weltgeschichte« ein ausführliches Bekenntnis zu *Hegels* Geschichtsauffassung zu finden ist (Band 1, Einleitung S. 9 ff.), das freilich mehr den Charakter einer Unabhängigkeitserklärung gegenüber der Schule *Ranques* als den eines wirksamen Prinzips für die dem Werke zu Grunde liegende Forschung hat. Ebenfalls, wenn auch in ganz anderer Weise für *Hegel* interessiert war in jenen Jahren *Wilhelm Dilthey*. Dieser hatte im Jahre 1906 in den Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften eine »Jugendgeschichte Hegels« veröffentlicht – gestützt auf die in der Berliner Staatsbibliothek befindliche Sammlung von Manuskripten aus *Hegels* Jugend. Gleichzeitig arbeitete sein Schüler *Herman Nohl* an der Veröffentlichung dieser Manuskripte. Sie erschienen im Jahre 1907.

Für *Otto Closs* aber ergab sich außer der gleichsam atmosphärischen Präsenz *Hegels* im Kreise der damaligen Schüler *Dilthey*s ein bestimmter Hinweis auf *Hegel* aus seiner in Berlin in den Jahren 1905/06 entstandenen Freundschaft mit *Friedrich Brunstäd*. Dieser bereitete damals seine Doktordissertation über »Hegels Geschichtstheorie« vor. In dem 1909 erschienenen Teildruck aus ihr hat er neben *Dilthey* sowohl *Lasson* wie *Delbrück* als Lehrer genannt, denen er zu besonderem Danke verpflichtet sei. Mittlerweile hatte er schon 1907 *Hegels* Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte mit einer umfassenden Einleitung im Verlage von Reclam neu

herausgegeben. Dieses Buch wurde mir im Juli des Erscheinungsjahres, das heißt am Ende meines ersten Heidelberger Semesters von *Otto Closs* mit dem handschriftlich eingetragenen Motto »Der Herr ist der Geist«, 2. Kor. 3,17, geschenkt. Es war als ob der Schenkende durch diese pathetische Widmung den Beschenkten zum Dienste eben des Herrn verpflichten wollte, dem er sich selber gelobt hatte: zum Dienste nämlich an dem durch *Hegel* geoffenbarten Geiste der Welt.

Nun war ich selbst zwar keineswegs zu einer bedingungslosen Aufgabe meiner Fichteschen Grundsätze bereit. Wohl aber veranlaßte mich die neue Freundschaft zu einem intensiven Studium von *Hegels* »Phänomenologie des Geistes«. Das Buch faszinierte mich. Es trieb mich weiter in das Studium der vor seinem Erscheinen im Jahre 1807 liegenden Schriften *Fichtes*, *Schellings* und *Hegels* selbst. Das Resultat war meine Doktordissertation, die im Jahre 1910 unter dem Titel »Relativer und absolutiver Idealismus — Historisch-systematische Untersuchung über den Weg von *Kant* zu *Hegel*« in etwas erweiterter und modifizierter Form bei Veit & Comp. in Leipzig erschienen ist.

Freilich war von einer historischen »Untersuchung« weder in der der Fakultät vorgelegten und in dieser Form gedruckten Dissertation noch in der für die Veröffentlichung erweiterten Fassung irgend etwas zu finden. Das einzig Historische an ihr war eine Liste von Zitaten aus beiden Auflagen der »Kritik der reinen Vernunft«, an denen *Kant* die Begleitbarkeit aller unserer Vorstellungen in ihrem möglichen Bewußtsein von der Vorstellung »Ich denke« zum Ausdruck bringt. Das Unglück war nur, daß ich unter diesem »Ich denke« keineswegs mit *Kant* das Bewußtsein verstand, alles Mannigfaltige, dessen ich mir auf Grund der Sinnlichkeit bewußt werden kann (alle Perzeptionen), in dem Bewußtsein »Ich bin mir bewußt« (der Apperzeption), und also im Bewußtsein meiner selbst vereinigen zu können. Statt dessen glaubte ich, in jenem Selbstbewußtsein die Quelle allen möglichen Bewußtseins und sogar aller möglichen Mannigfaltigkeit unserer Vorstellungen erblicken zu können und zu müssen.

Es liegt am Tage, daß ich damit die Schraube des Idealismus überdreht hatte. Nicht ebenso am Tage liegt, daß es die von meinem Doktorvater versuchte Umbildung der Kategorienlehre *Kants* gewesen ist, die mich an der aus meinem Fichteanismus stammenden Absolutheit dieses Idealismus festhalten ließ. *Windelband* hatte im Jahre 1900 in den *Ch. Sigwart* zum 70. Geburtstag gewidmeten Abhandlungen einen Aufsatz »Vom System der Kategorien« veröffentlicht, dessen Anfangssätze lauten: »Das letzte Prinzip aller theoretischen Philosophie, ja aller Philosophie überhaupt, bildet seit Kants Kritik der reinen Vernunft der Begriff der Synthesis. Wir verstehen darunter jene eigenartige ›Einheit des Mannigfaltigen‹, welche den Grundcharakter allen Bewußtseins und damit die Fundamentaltatsache der inneren Erfahrung ausmacht« (a.a.O., S. 43). Dementsprechend meinte *Windelband*: »Ein Prinzip für das System der Kategorien ist deshalb nur zu finden, wenn man . . . die Möglichkeiten entwickelt, welche in dem Wesen der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen enthalten sind, und die Bedingungen für die Ausführung dieser Funktion ausmachen« (vgl. a.a.O., S. 47). Diese Entwicklung der (vermeintlich) *im Wesen* der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen enthaltenen Möglichkeiten, sollte nach den Ausführungen *W.s* auf Grund der »inneren Erfahrung« von den mannigfaltig möglichen Kombinationen von Vorstellungsinhalten vor sich gehen. Diese innere Erfahrung aber, so meinte er, »erweist zunächst, daß die Synthesis den Gegensatz zwischen der beziehenden Funktion und den deren Gegenstand bildenden Vorstellungsinhalten voraussetzt« (a.a.O.). Aber eben dies, daß es unabhängig von der durch das »Ich denke« bedingten Synthesis des in der sinnlichen Anschauung gegebenen Mannigfaltigen überhaupt keine Gegenstände für Begriffe des Verstandes und also auch keine (weder äußere noch innere) Erfahrungen geben kann — das war ja gerade die über den Standpunkt der Dissertation von 1770 hinausführende Entdeckung, durch die erst die Pforte für Kants transzendentalen Idealismus und dessen Absage an die dogmatische Metaphysik geöffnet wurde (vgl. den Brief an Markus Herz vom 21. 2. 72).

So ist es klar, daß W. sich durch seinen Versuch einer Ableitung der Kategorien aus inneren Erfahrungen außerhalb allen möglichen Kontaktes mit *Kants* Kritizismus gestellt hatte. Vielmehr hatte er sich damit als einen Vertreter jenes »Psychologismus« kenntlich gemacht, als dessen Gegner er von andern gefeiert wurde. Daß er selber sich für einen solchen Gegner hielt, war ein Symptom der fortschreitenden Verwirrung, in der sich die Philosophie mit Bezug auf ihre eigenen Fragestellungen bereits damals befand.

Eben diese Unklarheit war auch die Quelle, aus der das Thema und die These meiner Dissertation über den relativen und absoluten Idealismus geflossen ist. Von dem soeben dargelegten fundamentalen Widerspruch der *Windelbandschen* Kategorienlehre mit *Kants* transzendentalen Idealismus hatte ich damals gar keine Vorstellung. Vielmehr glaubte ich, beide Grundauffassungen unter den Begriff des »Relativen Idealismus« subsumieren zu können. Der kapitale Fehler, den ich mit dieser Zusammenordnung beging, hatte seinen Grund darin, daß ich der für *Kants* transzendentalen Idealismus wesentlichen Lehre von Raum und Zeit als *apriorischen Formen* unserer äußeren und inneren Anschauung keine Beachtung schenkte. Dies aber unterließ ich, wenn nicht als Schüler, so doch im Gefolge *Windelbands*. Denn wenn dieser *Kants* transzendente Ästhetik auch nirgends ausdrücklich bekämpft hat, so fiel diese doch bei seiner Erklärung der Kategorien als »Formen des beziehenden Denkens« oder als »Möglichkeiten . . ., welche im Wesen der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen enthalten sind« (a.a.O., S. 47) offenkundig unter den Tisch. Demgegenüber hatte *Kant* die Kategorien erklärt als »Begriffe von einem Gegenstande überhaupt, dadurch dessen Anschauung in Ansehung einer der logischen Funktionen zu urteilen als bestimmt angesehen wird« (KV 2, S. 128). Eine leichte Überlegung zeigt, daß diese Erklärung ohne Beziehung auf die Möglichkeit apriorischer Anschauungsformen ihrerseits gegenstandslos wird. Dieselbe Überlegung zeigt aber auch, daß ohne apriorische Formen des äußeren und inneren Sinnes der der Anschauung überhaupt kein objektives Verhältnis zwischen der Mannig-

faltigkeit gegebener Vorstellungen und der transzendentalen *Einheit* der Apperzeption denkbar ist.

Diesem Dilemma glaubte ich dadurch und nur dadurch entgehen zu können, daß ich an Stelle der subjektiven *Koordination* des Selbstbewußtseins mit jenem Mannigfaltigen im Kopfe des Philosophen die Idee eines quasi *dynamischen Wechselprozesses* jener beiden Momente setzte — in offener Abhängigkeit von jenem »Wechsel-Tun und leiden«, durch das *Fichte* das Verhältnis von Ich und dem die mögliche Gegebenheit von Vorstellungen vertretenden Nicht-Ich in seiner Wissenschaftslehre von 1794 bestimmt hatte. Jedenfalls glaubte ich, mit dieser Idee das Bewußtsein des Philosophen als unerläßliche Bedingung einer Vereinigung der beiden Momente ausgeschaltet und die »Starrheit« des Gegensatzes zwischen der Einheit des Selbstbewußtseins und der Mannigfaltigkeit gegebener Vorstellungen beseitigt zu haben. Diese »Starrheit« war es, durch die ich die Grenze zwischen *Kants* »relativem« und dem durch die Dialektik *Fichtes* eingeleiteten »absoluten Idealismus« bezeichnet fand. Dabei entging mir sowohl, daß dieser »absolute« im Gegensatz zu *Kants* »transzendentalen« Idealismus schon einen realen Gebrauch der Kategorie der Wechselwirkung präsumierte, wie auch, daß er mir nichts weiter in der Hand ließ, als die sterile Annahme einer ins Unendliche möglichen Wirkung und Gegenwirkung der beiden von meinem Lehrer etablierten Momente der Einheit (des Selbstbewußtseins) und der Mannigfaltigkeit (gegebener Vorstellungen).

Mein Vater hat das Frühjahr und den Sommer 1909, d. h. die Zeit der Ausarbeitung meiner Dissertation und meine Vorbereitung auf das Examen rigorosum nicht mehr erlebt. Im Jahre vorher hatte er sich zusammen mit meiner Mutter zur Teilnahme am dritten Internationalen Kongreß für Philosophie bewegen lassen, der im September 1908 in Heidelberg stattfand. Die Festrede auf dem Bankett zum Abschluß des Kongresses hielt der nach Harvard in den USA emigrierte Psychologe *Hugo Münsterberg*, der in seiner Auffassung vom Verhältnis der Psychologie zur Philosophie die Meinung der Schule *Windelbands* und *Rickerts* teilte. Auch er bekannte sich zu

Lotzes »Philosophie der Werte«. Als er auf der Höhe seiner Festrede ein Bekenntnis zu dieser Philosophie ablegen wollte, spielte ihm seine Zunge einen Streich: Statt auf die Philosophie der Werte stimmte er ein Preislied auf die in Heidelberg herrschende »Philosophie der Worte« an. Die allgemeine Heiterkeit, die dieser lapsus linguae erregte, trug sichtlich zur Hebung der Stimmung meines Vaters bei. Es war, als ob er sich dadurch einigermaßen für das Opfer entschädigt fühlte, das er mir mit seiner Teilnahme an diesem Philosophenkongreß gebracht hatte.

In den Weihnachtsferien 1908/09, die ich nach einjähriger Abwesenheit wieder zu Hause verbrachte, habe ich ihn zum letzten Male gesehen. Aus diesen Tagen ist mir die Erinnerung an ein ausführliches Gespräch geblieben, das wir am Sylvesterabend miteinander hatten. Thema war die Kulturpolitik, speziell die Universitätspolitik des preußischen Kultusministeriums, die mein Vater »zu schwarz« fand. In der Tat hatte der im Jahre 1906 gegen das Zentrum gebildete »Bülowblock« dem Reichskanzler eine vom Zentrum unabhängige bürgerliche Majorität gegen die Sozialdemokraten erbracht. Im preußischen Landtag aber war eine bürgerliche Majorität ohne das Zentrum angesichts des geltenden Dreiklassenwahlrechtes unmöglich. So war die Konnivenz der Regierung gegenüber den Wünschen des Zentrums durch Verhältnisse bedingt, die abzuändern damals gar nicht in der Macht der preußischen Regierung gelegen hätte.

Ich selber war unter dem Einfluß meiner hegelianisierenden Freunde von der von meinem Vater eingehaltenen Linie des Nationalliberalismus weiter nach rechts gezogen worden. Meine mit diesem Hegelianismus verbundenen ideologischen Eskapaden hat er mir und andern gegenüber gelegentlich mit väterlichem Sarkasmus glossiert. Aber zu einem ernsthaften Gedankenaustausch auf der Basis von Gründen und Gegengründen blieb er jederzeit bereit.

Am 26. Februar 1909 ist er wenige Wochen nach Vollendung seines 59. Lebensjahres ganz plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben. Er litt an Kreislaufstörungen und hat oft

davon gesprochen, daß er früh sterben werde. Ich wurde telegraphisch nach Hause gerufen, habe ihn aber nicht mehr lebend angetroffen.

Bald nach seiner Beerdigung am 1. März kehrte ich nach Heidelberg zurück. Dort bestand ich am 14. Juli 1909 das examen rigorosum. Meine Examinatoren waren die Professoren *Windelband* im Hauptfach Philosophie, im Nebenfach Physik *Lenard*, der Entdecker der Kathodenstrahlen. Als 2. Nebenfach hatte ich Kunstgeschichte gewählt. Hier war der Prüfer *Henry Thode*, der außer als Kunsthistoriker durch sein Eintreten für die vom französischen Impressionismus unabhängige »deutsche« Malerei von *Böcklin* und *Thoma* wie auch durch seine Vortragsreisen im Dienste der Sache *Richard Wagners* und der Bayreuther Festspiele bekannt geworden ist.

Ich habe später meinen Studenten, soweit sie eine Promotion mit dem Hauptfach Philosophie anstrebten, stets zu Mathematik als zweitem Nebenfach neben Physik geraten. Auch habe ich selbst in Halle und Heidelberg die Mathematischen Hauptkollegs (Differential- und Integralrechnung, Analytische Geometrie, Algebra u. a.) gehört oder auch noch später teils allein, teils mit Hilfe mathematisch gründlicher vorgebildeter Freunde studiert. Nicht zuletzt unter lerntechnischen Gesichtspunkten scheint mir für den Doktoranden mit Hauptfach Philosophie die Kombination Mathematik/Physik die natürlichste.

Freilich läßt sich die für das »Fach« Philosophie erforderliche Ergänzungsbildung überhaupt nicht in Form einer bestimmten Anzahl von erlernbaren »Nebenfächern« definieren. Schon das Griechisch, das man um die Jahrhundertwende auf den humanistischen Gymnasien in Preußen lernte, reichte als alleinige Basis für eine Forschertätigkeit auf dem Gebiete der griechischen Philosophie nicht aus. Und dies eben war die nächste Erfahrung, die mir auf meinem Lebenswege bevorstand.

Zwischenzeit

Mittlerweile war ich nahezu 24 Jahre alt geworden. Es wurde Zeit, an die Ableistung meiner militärischen Dienst-

pflicht zu denken. Mein Vater hatte der seinigen im Jahre 1870/71 bei dem in Düsseldorf stehenden Ulanenregimente genügt, war aber als der älteste Sohn einer Witwe nicht ins Feld geschickt worden. Er hat es bis zum Premierleutnant der Landwehrkavallerie gebracht. Bezüglich des Beitritts zu einer Studentenverbindung hatte er mir völlig freie Hand gelassen, vertrat aber die Ansicht, daß für den jungen Akademiker, wenn dieser einer solchen Verbindung nicht beiträt, der Militärdienst ein unerläßlicher Erziehungsfaktor sei.

So meldete ich mich zum 1. Oktober 1909 als Einjährig-Freiwilliger bei einem preußischen Feld-Artillerie-Regiment in Güstrow in Mecklenburg und leistete zusätzlich im Herbst 1911 und 1912 sechswöchige Übungen ab, in denen ich die Qualifikation zum Reserve-Offizier erwarb — ohne Ahnung natürlich, daß ich mich dadurch auf die aktive Teilnahme an einem Weltkriege vorbereitete, der — abgesehen von dem Unheil, das er sonst noch anrichtete — mich für vier Jahre aus aller Philosophie hinauswarf.

Soweit aber war es noch nicht. Nach Halle in die des Vaters beraubte Familie zurückgekehrt, machte ich mich an die Abfassung einer Arbeit über *Platon*, mit der ich mich an der dortigen philosophischen Fakultät habilitieren wollte. Ich hatte schon im Herbst 1904 nach meiner Rückkehr aus Grenoble, dem Rate meines Vaters folgend, eine große Zahl platonischer Dialoge in der Schleiermacherschen Übersetzung mit Seitenblicken auf den griechischen Text gelesen, exzerpiert und disponiert — dazu auch mancherlei Sekundärliteratur aus verschiedensten Zeiten gelesen oder als Interpretationshilfe zu Rate gezogen. Auf dieser Grundlage hoffte ich eine Arbeit zustande zu bringen, die mich von dem Rufe eines auf die Epoche des sogenannten deutschen Idealismus fixierten und von dessen Dialektik besessenen Anfängers befreite.

Indessen offenbarte schon mein Plan, die Philosophie *Platons* als solche zum Thema einer Habilitationsschrift zu machen, in welchem Maße ich tatsächlich ein Anfänger war. Zwar versuchte ich die Last, die ich mir aufbürden wollte, dadurch zu verringern, daß ich die Philosophie *Platons* in zwei Teile teilte,

einen theoretischen und einen praktischen, und nun – verführt durch die Problemstellung seiner ersten und einiger anderer Dialoge, die damals noch bei manchen als Jugendwerke galten – glaubte, mit der »praktischen Philosophie« als einem isolierbaren und ursprünglichen Teile der platonischen Philosophie beginnen zu können und zu sollen.

Noch mehr aber brachte ich *Platon* und folgeweise mich selbst in ein schiefes Licht durch die Pseudosystematik, der ich die mannigfachen Erörterungen der von ihm porträtierten Personen über »das Gute« unterwarf. Indem ich den Satz der Sokratik, daß »alle das Gute wollen« in eine Definition des Guten als des notwendigen Gegenstandes des menschlichen Willens verwandelte, glaubte ich die der Verwirklichung dieses Gegenstandes gewidmeten Dialoge als Momente eines Prozesses darstellen zu können, der in dem Werke über »die Gesetze« in einem gemäßigten rechtsphilosophischen Positivismus endet.

Diese Arbeit legte ich im Sommer 1912 Prof. *Paul Menzer*, dem damaligen Fachvertreter für Philosophie in Halle, vor mit der Frage, ob er sie als Habilitationsschrift geeignet fände. Die Antwort war negativ. Dabei wies er mich mit Nachdruck auf die unvermeidliche und maßgebliche Beteiligung seines Kollegen *Karl Prächter* an einem etwaigen Habilitationsverfahren auf Grund meiner Arbeit hin. *Prächter* hatte im Jahre 1909 eine Neubearbeitung des ersten, die Philosophie des Altertums betreffenden Bandes der ursprünglich von *Friedrich Ueberweg* in drei Bänden verfaßten »Grundrisses der Geschichte der Philosophie« herausgegeben. Er besaß eine unbestrittene Autorität auf dem von ihm bearbeiteten Gebiete, und meine Vorstellung, ich könnte ihm durch die in meiner Arbeit zu Tage tretende Belesenheit in *Platon* Beifall an meiner Konstruktion einer fortschreitenden Entwicklung der Lehre *Platons* abringen, bewies gerade, daß mir das fehlte, was die unerläßliche Bedingung für einen Erfolg meiner Bewerbung um die *venia legendi* war.

So klammerte ich mich an den Glauben, ich könnte mittels einer Erweiterung und Intensivierung meines Studiums der Werke *Platons* und der ihn betreffenden Literatur meine Be-

werbung um die *venia legendi* doch noch zum Erfolge führen. Ich kehrte an meinen Schreibtisch, bzw. meinen Arbeitsplatz im Lesesaal der Universitätsbibliothek zurück, um zu versuchen, mit Hilfe einer Erweiterung und Vertiefung meiner Platonstudien meinem Schiffe diejenige Tragfähigkeit zu geben, mit der es mich ans gewünschte Ziel tragen konnte.

England

In dieser Zeit erhielten wir Besuch von einem in England lebenden Bruder meiner Mutter, dessen Tochter im Sommer 1912 nach Halle gekommen war, um in der dortigen Chirur-gischen Klinik von einem tuberkulösen Knieleiden befreit zu werden. Mein Onkel lud mich ein, den Winter über in seiner Familie in London zu verbringen. Ich nahm diese Einladung um so lieber an, als sie mich von meiner seit den Wintern 05/06 und 06/07 bestehenden Verstrickung in den gesellschaftlichen Verkehr der Hallenser Professorenfamilien befreite. Ich hatte bereits Erfahrungen gemacht, wie sich daraus Belastungen für meine Situation gegenüber der Fakultät ergeben konnten. In England wurde ich in eine neue Welt versetzt.

Ich hatte die ganze Woche über reichlich Zeit, im Lesesaal des Britischen Museums dem Traumbild einer rettenden Verbesserung meines Platon nachzujagen. Zu meiner Überraschung fand ich nicht nur die englische, sondern die mir aus Halle bekannte deutsche Platonliteratur in der berühmten Bibliothek vollzählig wieder. Es befanden sich wohlerhaltene, aber ungebundene Exemplare dieser Literatur darunter, die noch gar nicht aufgeschnitten waren. Ich las also unermüdlich weiter, gebrauchte das Gelesene zur Erweiterung, Straffung oder Neuordnung meines Textes — aber die Einsicht, daß der Fehler in der selbstgestellten Aufgabe und nicht in deren Lösung lag, blieb mir verschlossen.

Eine Episode meines Aufenthaltes in England wirft ein Licht auf diesen meinen Zustand. Ich hatte für einen Besuch in Oxford durch Vermittlung eines Verwandten eine Empfehlung an einen der Tutoren der dortigen Universität erhalten. Dieser,

ein noch junger Mann, nahm mich freundlich als Logiergast auf und gab mir seinerseits ein Einführungsschreiben an die Verwaltung der Bodleianischen Bibliothek mit. Ich präsentierte dieses dem im Lesesaal aufsichtführenden Beamten und erklärte ihm, daß ich gerne den berühmten Codex Bodleianus mit den Werken *Platons* sehen wollte. Auf die Frage, wozu denn, erklärte ich ihm, daß ich an einem Buche über *Platon* arbeite. Aber wieso ich denn dazu die alte Handschrift brauche? Es gäbe doch genug Veröffentlichungen, aus denen die Varianten der Überlieferung zu ersehen seien — wozu also? Mir blieb nichts übrig, als zu stammeln, daß die Handschrift doch eine große Sehenswürdigkeit sei — mit dem Erfolge, daß er mir kopfschüttelnd einen Tisch unmittelbar unter seinen Augen anwies, die Handschrift durch einen Diener holen und mir vorlegen ließ. Da konnte ich nun zum ersten Male sehen, wie die griechischen Schriftzeichen und die aus ihnen gebildeten abgekürzten oder nicht abgekürzten Worte sich im Vergleich mit unsern Teubner-Texten u. ä. ausnahmen. Eine leise Bedrückung darüber, daß ich gar keine bestimmten Fragen an das vor mir liegende Monument zu stellen hatte, und mir nichts übrig blieb, als es anzustaunen, beschlich mich. Aber noch war ich vom Aufwachen aus dem Schlummer des Dilettantentums weit entfernt.

Im April 1913 beendete ich meinen Aufenthalt in England, um das in London gesammelte Material zu einer Neufassung meines Plato zu formen. Ich stellte zunächst die neue Schreibmaschinenausgabe fertig und reichte diese nun im August mit einem Gesuch um Habilitation bei der Fakultät in Halle ein. Darauf begab ich mich nach Erlangen, wo ich mich im Hause meines Freundes *Brunstäd* auf das zu erwartende Habilitationskolloquium vorbereitete. Mit Beginn des Wintersemesters 1913/14 reiste ich nach Halle zurück und erwartete dort in einer Pension die Entscheidung der Fakultät. Unter dem 21. November teilte mir der Dekan schriftlich mit, daß die Fakultät beschlossen habe, meinem Gesuch keine Folge zu leisten.

Der Schock, den diese Abweisung mir versetzte, spiegelt

sich vielleicht am deutlichsten in der Tatsache, daß ich sehr wenig Erinnerung an das habe, was ich in den nächsten Wochen tat. Klar war, daß der Platon als Habilitationsschrift nun nicht mehr in Betracht kam. Aber bevor ich Neues unternahm, wollte ich die Zusage von einem Inhaber eines philosophischen Lehrstuhles haben, er würde mich, wenn ich ihm etwas Befriedigendes liefere, seiner Fakultät zur Habilitation vorschlagen. Daß das bei einem solchen neuen Anknüpfungsversuch unumgängliche Geständnis, ich sei mit einer Schrift über *Platon* in Halle abgewiesen worden, die Aussicht für einen solchen Versuch nicht verbesserte, ist leicht ersichtlich.

Dennoch gelang er durch die freundliche Vermittlung *Windelbands*. Zwar war die Heidelberger Fakultät damals mit Privatdozenten für Philosophie derart übersättigt, daß *Rickert* geäußert haben soll: »Mein verehrter Lehrer *Windelband* scheint die Habilitation von Privatdozenten für ein Naturereignis zu halten, dem gegenüber Menschenkräfte machtlos sind«. Aber eben diesem *Windelband*, an den ich mich gewandt hatte, gelang es, seinen ehemaligen Schüler *Rickert* zu bewegen, mir eine Aussicht auf Habilitation in Freiburg zu eröffnen. Erkundigungen in Halle über die Gründe meines dortigen Mißerfolges scheinen nicht ohne Wohlwollen für mich beantwortet worden zu sein. Auch hatten die von *Rickert* habilitierten und von ihm, wie er mir ausdrücklich sagte, sondierten Privatdozenten in Freiburg sich zustimmend geäußert. Der eine von ihnen, *Richard Kroner*, war wie ich ein Magdalenäer aus Breslau, der zwei Jahre vor mir dort das Abiturientenexamen bestanden hatte. So konnte ich mich voll neuer Lebenshoffnung im Januar 1914 nach Freiburg begeben.

Freiburger Frühling

Das nunmehr folgende halbe Jahr in Freiburg bis zum Aufziehen der den ersten Weltkrieg bringenden politischen Wetterwolken lebt in meiner Erinnerung nicht nur als die Zeit der Erlösung von dem Druck, den die krampfhaften Bemühungen um eine Habilitation in Halle auf mich ausgeübt hatten. Es

war vor allem die mit meinem Ausscheiden aus der häuslichen Gemeinschaft mit Mutter und Geschwistern verbundene Autonomie, die ich als eine bisher ganz unbekannte Beglückung empfand. Ich mietete mir in Freiburg eine kleine Wohnung in einem neuen Hause an dem zwischen Berghang und Rheinebene im Grünen gelegenen Nordausgang der Stadt. Diese möblierte ich mit einigen eigenen oder mir von meiner Mutter zugewiesenen Möbeln und tapezierte sie sozusagen mit den Bücherregalen, auf denen ich meine eigene und die aus mehreren tausend Bänden bestehende wissenschaftliche Bibliothek meines Vater aufstellte.

Die Basis für ein näheres Verhältnis zu *Rickert* ergab sich ungezwungen dadurch, daß ich ihn um Erlaubnis bat, an seinen Seminarübungen des Sommersemesters teilzunehmen. Mit der Familie *Richard Kroners* verbanden mich außer der gemeinsamen Schule der Unterricht im Schlittschuhlaufen, den ich seiner Frau in ihrer Mädchenzeit auf der Eisbahn des Breslauer Südparks erteilt hatte. Natürlich kam der Gegensatz zwischen *Kroners* Anhänglichkeit an die Rickertsche Gegenstandstheorie und meinem mich weiter beherrschenden *Hegel* zwischen ihm und mir in wiederholten Diskussionen zur Sprache. Ich glaube, daß damals das erste Samenkorn in die empfängliche Seele *Kroners* gelegt wurde, aus dem der Hegelianismus erwuchs, zu dem er sich später bekannte, als ich mich gerade davon befreit hatte. Auch zu dem außerordentlichen Professor *Jonas Cohn*, der zugleich die Psychologie vertrat, und dem Privatdozenten *Georg Mehlis* stellte sich ohne Schwierigkeit dasjenige Verhältnis ein, das für künftige kollegiale Zusammenwirkung erforderlich war.

Aber die vordringliche Aufgabe, die mir mein durch Kirschblüten und Bergwanderungen verschöntes Klausnerdasein stellte, war die Wiederherstellung meines ein wenig ins Schwanken geratenen inneren Gleichgewichtes. Seit den Zeiten der Tanzstunde und des mit den Pubertätsjahren unvermeidlich einsetzenden Backfischflirts war ich gewohnt, den Sturm meiner Gefühle in dichterischen Ergüssen zu bewältigen. Was jetzt der Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichtes im

Wege stand, war teils der Mangel an Einsicht in die sachliche Berechtigung der Ablehnung meines Habilitationsgesuches — teils die mir zugetragene Mitteilung, daß bei dieser Ablehnung auch das negative Urteil meines Vaters über meine philosophische Entwicklung eine Rolle gespielt habe.

Nun ist es trivial, daß dieser die von mir in der Philosophie eingeschlagene Richtung nur für eine aus einem überheizten Studium stammende, von äußeren Einflüssen geschürte Verrücktheit halten konnte, so wie sie denn in der Tat nichts anderes war. Aber daß mein Vater gleichsam aus dem Grabe zitiert wurde, um gegen mich zu zeugen, empfand ich als eine Einmischung der Fakultät in ein Verhältnis, über das zu urteilen sie weder berechtigt noch befähigt war. Meine Entrüstung darüber machte sich Luft in einer aus 12 Stanzen bestehenden Elegie, die den unvergleichlichen Einfluß zum Gegenstand hatte, den mein Vater seit meiner frühen Jugend auf meine intellektuelle und moralische Bildung ausgeübt hat. Es hatte sich dadurch in mir eine Art unterschwelligen Gefühls von Anhänglichkeit an ihn gebildet, als deren Symptom sich auch heute noch gelegentlich ein bestimmter Traum bei mir einstellt. Mein Vater steht leibhaftig vor meinen Augen. Ich entdecke wie erlöst, daß er gar nicht gestorben ist, und lege ihm nun voll Eifer die Bücher vor, in denen ich verzeichnet habe, wie das von ihm hinterlassene Hab und Gut während seiner Abwesenheit von mir verwaltet worden ist — in der zuversichtlichen Erwartung, von ihm gelobt zu werden.

Jedenfalls ist es verständlich, daß ich nach den gemachten Erfahrungen die Frage eines Themas für eine neue Habilitationsschrift ohne Überstürzung behandelte. Was mir mit dem Ziel auf die dafür erforderliche Problemstellung durch den Kopf ging, war die mich schon seit meiner Doktordissertation beunruhigende Frage nach dem Verhältnis des Bewußtseins unserer Vorstellungen zum Sein dessen, was überhaupt sein kann. Es ist ersichtlich, daß dieses Thema durch die andauernden Kontroversen der damaligen Zeit über das Verhältnis von Philosophie und Psychologie bedingt war. Aber ebenso bedingt war es durch meinen Mangel an Einsicht in die Notwendigkeit

der Frage, durch welches Merkmal denn der Begriff des Seienden als solchen bestimmt gedacht werden können sollte? Ließ sich überhaupt etwas anderes darunter denken, als ein durch Begriffe bestimmbares Etwas als solches? Aber durch was für eine Eigenschaft außer eben der, durch Begriffe bestimmbar zu sein, sollte dieses Etwas bestimmt werden können? Und was wäre mit einer solchen tautologischen Bestimmung gewonnen gewesen? Dem stand auf der anderen Seite die Frage gegenüber, ob denn das Seiende in seiner möglichen Mannigfaltigkeit überhaupt zur Einheit möglicher, durch Begriffe bestimmbarer Gegenstände zusammenstimmen können müsse? Es war, als ob man, je energischer man den Dingen auf den Grund ging, um so mehr allen Boden unter den Füßen verlor.

So zog ich es vor, meine Zeit vorläufig teils der Befestigung und Übung meiner in Halle erworbenen, wie immer bescheidenen Kenntnisse in der Mathematik durch tägliches Lösen entsprechender Aufgaben aus Lehrbüchern der Differential- und Integralrechnung zu widmen. Die andere Hälfte des Tages benützte ich zu einer erneuten Lektüre von *Hegels* »Phänomenologie des Geistes« in der Erwartung, daß mir »aus dem Kelche dieses Geisterreiches« die Problemstellung für eine neue Habilitationsschrift »hervorschäumen« werde. Was stattdessen aus den Kelchen der europäischen Kabinette im Juli 1914 unfaßbar hervorschäumte, war der erste Weltkrieg.

Weltkrieg

Auch ich war damals von der Idee einer Sondermission Deutschlands in der Welt infiziert, mit der ich meine Bereitschaft, das zu tun, was eine einfache staatsbürgerliche Pflicht war, stützen zu müssen glaubte. Noch hatte ich einen Weg vor mir bis zu der Einsicht, daß die Etablierung rechtlicher Zustände innerhalb der Menschheit gebunden war an kleinere Macht-Gruppen, deren Streitigkeiten miteinander zu ihrer Beendigung jederzeit des Mittels einer gewaltsamen Bereinigung bedürfen konnten. Gab es Gründe für die Annahme, es könnten in einem solchen Zustande die Bedingungen für einen Fort-

schritt der Menschheit in Richtung auf einen »ewigen Frieden« enthalten sein?

Eben dies war die Frage, deren Beantwortung im Augenblicke der Mobilmachung jedes Interesse verloren hatte. Ich selbst war als Vizewachtmeister der Reserve und Offiziersaspirant an einem der ersten Mobilmachungstage bei der Ersatzabteilung des Freiburger Feldartillerie-Regiments 78 eingezogen worden und sah mich alsbald vor der Aufgabe, die dort massenhaft vorhandenen Kriegsfreiwilligen über die Kriegskriegsartikel zu instruieren. Es war sozusagen das erste Kolleg, das ich hielt – zugleich ein Beitrag zur Steuerung meines Interesses in Richtung auf moralische Prinzipienfragen.

Erst Ende August 14 wurde ich in einer Offiziersstelle mit einer leichten Munitionskolonnen der mobilen 1. Ersatz-Abteilung des Freiburger Feldartillerie-Regiments ins Feld geschickt, im Dezember zum Leutnant befördert, im Frühjahr 15 als Ordonnanzoffizier zum Abteilungsstab kommandiert und bald darauf zum Adjutanten ernannt; im Frühjahr 1917 erhielt ich eine Batterie, mit der ich am Chemin des Dames und bei Péronne im Einsatz war, bis ich im Januar 1918 als Ordonnanzoffizier beim Stabe der damals in Italien eingesetzten 117. Infanterie-Division meine militärische Laufbahn in der Funktion des Munitionsoffiziers beendigte. Anfang April wurde die Division zur Stützung der Ludendorffschen Frühjahrsoffensive bei dem erfolglosen Durchbruchversuch in Nordfrankreich am Kessel eingesetzt.

Niemals in einem bisherigen Leben habe ich den 9. November 1918 vergessen, den Tag meines 33. Geburtstages und zugleich den Tag sowohl des Kriegsendes wie des Ausbruchs der Revolution in Deutschland. Ich ritt an diesem herrlichen Tag des Spätherbstes zusammen mit dem Adjutanten der Division durch die Wälder der Berge zwischen den Argonnen und der Maas nach dem Ort, der uns als erstes Rückmarschquartier bestimmt war. Wir sprudelten natürlich über von Revolution, Wilson, Kaiser, Prinz *Max von Baden*, *Scheidemann* und allem was daranhing – aber ich merkte, daß mich dies alles im letzten Grunde meiner Seele völlig unberührt ließ. Das wieder-

gewonnene Leben strahlte mich an mit einem Blicke, der mich mit fassungslosem Entzücken erfüllte. Nur einmal noch habe ich einen wolkenlosen Himmel in dieser Bläue strahlen sehen: am 28. März 1945, als die Panzer der Amerikaner in Marburg einrollten und meine alte Mutter mit Mühe davon abzuhalten war, den Erlösern von Hitler um den Hals zu fallen.

Habilitation in Freiburg

Im Januar 1919 kehrte ich wieder nach Freiburg zurück. Ich hatte meine Wohnung unschwer über den Krieg behalten können, da die Franzosen während des Krieges einige Bomben auf die Stadt geworfen und damit so manchen zum Fortziehen veranlaßt hatten. Dagegen war auf meine Habilitationsaussichten ein Schatten gefallen. Ich hatte im Felde zu Beginn des Jahres 1916 einen Brief von *Rickert* bekommen, in dem er mir mitteilte, daß er einen Ruf als Nachfolger *Windelbands* nach Heidelberg angenommen habe, daß er mir aber angesichts der Zahl der dort schon vorhandenen Privatdozenten für Philosophie keine Aussichten auf Habilitation machen könne. Statt dessen habe er mich seinem Nachfolger, dem von Göttingen nach Freiburg berufenen Professor *Edmund Husserl*, angelegentlichst für eine Habilitation empfohlen. Dieser habe ein freundliches Interesse für meine Bewerbung versprochen, aber (natürlich) darauf hingewiesen, daß er keine bindenden Zusagen machen könne, bevor er nicht eine Habilitationsschrift von mir erhalten und geprüft hätte. Gleichwohl riet mir der Brief *Rickerts*, einen etwaigen Urlaub zu benutzen, um mich bei *Husserl* in Göttingen persönlich vorzustellen. Ich könne sicher sein, daß ich von diesem freundlich empfangen werden würde.

Angesichts des am Anfang des Jahres 1916 immer noch geltenden Refrains der Tagesberichte der Deutschen Heeresleitung »Im Westen nichts Neues« war es mir leicht, einen solchen Urlaub zu bekommen. Entsprechend landete ich eines Morgens nach einer schlaflosen Nacht in einem überfüllten Zuge noch vor 6 Uhr morgens in Göttingen, um mich dann zur Besuchs-

zeit und, wie ich fürchte, unrasiert in der Wohnung dessen zu melden, der, wenn ich das Kriegsende erlebte, der Herr meines akademischen Schicksals sein würde. Kaum aber hatte ich ihm durch das mir öffnende Mädchen meine Karte überbringen lassen, so schoß eine kleine schwarzhaarige Dame aus der entsprechenden Türe und sprudelte mir die Frage ins Gesicht: »Sind Sie der Bruder von diesem entsetzlichen Leutnant?« Ich konnte nur erwidern, daß, wenn es sich um den Leutnant *Hermann Ebbinghaus* handele, der mit seiner Kompagnie von Kriegsfreiwilligen in Flandern im Schützengraben liege, so sei das in der Tat mein Bruder. Zwischen diesem und dem jungen *Husserl* hatte es nun, wie ich hören mußte, in der Tat einen Krach gegeben, der seine Nahrung vermutlich daraus zog, daß der Leutnant zuweilen seine dienstliche Autorität mißbrauchte, um den vorlauten Kriegsfreiwilligen zu ducken, dem dieser dann seine höhere dialektische Gewandheit entgegensetzte, um den Leutnant zu blamieren.

Von meiner auf diese Szene folgenden damaligen Unterhaltung mit Vater *Husserl* ist mir nichts in Erinnerung geblieben. Es war ohnehin klar, daß er mich, zumal im Hinblick auf die Rickertsche Fürsprache, nicht a limine abweisen konnte, so wie es mir klar war, daß ich keine andere Zusage von ihm erwarten konnte, als die einer sachlichen Prüfung der von mir vorzulegenden Habilitationsschrift. Über deren Thema aber waren meine eigenen Reflexionen weder damals noch als ich Januar 1919 nach Freiburg zurückkehrte, abgeschlossen.

Erst Anfang Juli dieses Jahres waren die für den Abschluß dieser Reflexionen erforderlichen Studien so weit gediehen, daß ich als Thema für eine Habilitationsschrift eine historische Arbeit über die Grundlagen der Hegelschen Philosophie *Husserl* vorschlagen konnte. Dieser erklärte sich damit einverstanden, machte aber zur Bedingung, daß ich ihm von Zeit zu Zeit über den Fortgang meiner Arbeit Bericht erstatten sollte. Mir schien es zunächst, als wolle er sich dadurch gegen etwaige hegelianisierende Eskapaden von meiner Seite absichern, die ihm eine Vertretung meiner Habilitation bei der Fakultät unmöglich gemacht hätten. Aber sehr bald bemerkte ich, daß ich

gar nicht zum Berichten und folglich zum Reden, sondern vielmehr zum Hören eingeladen war — zum Anhören nämlich derjenigen Auseinandersetzungen, mit denen *Husserl* zu versuchen pflegte, seine Hörer *intra muros et extra* zum Betreten des Bodens seiner reinen Phänomänologie zu bewegen. Ich erinnere mich, daß er mir eines Abends beim Abschied, als wir schon auf dem Treppenabsatz außerhalb der Entreetüre hoch oben im 3. Stock standen, eben diese Frage stellte, ob ich mich denn nicht »zum Betreten des Bodens der Phänomenologie« entschließen könne. Aber nachdem ich von dieser Phänomenologie alles erdenkliche Gute, das mir im Augenblick einfallen wollte, gesagt hatte, gestand ich ihm, daß es mir doch unmöglich sei, mein Prinzip der Dialektik aufzugeben. Zum Ruhme des trefflichen Mannes kann ich hinzufügen, daß ich weder damals, noch irgendwann später bei ihm eine Spur von Empfindlichkeit oder Verstimmung über diese Antwort habe bemerken können. Er war, bei aller Versponnenheit, ein Mann von unbeirrbarer Sachlichkeit und bescheidener Vornehmheit.

Unterdessen dauerte es noch einige Zeit, nicht nur bis ich die von mir vorgeschlagene Arbeit fertig gestellt hatte, sondern auch, bis *Husserl* inne wurde, daß ich unter den jüngeren Ordinarien der Freiburger Fakultät schon bald eine Anzahl von Freunden gewonnen hatte, die seine Befürchtungen über etwaige grundsätzliche Widerstände gegen die Habilitation eines Hegelianers von Seiten seiner Kollegen gegenstandslos machten. Den Anknüpfungspunkt für diese Freundschaften bildeter paradoxerweise meine bisher so erfolglosen platonischen Studien.

Zu Beginn des Jahres 1919 war ein neuer »Platon« erschienen, das zweibändige Werk über ihn von *Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf*. *Ludwig Curtius*, der soeben von Erlangen nach Freiburg berufene Archäologe, las es mit dem ihm eigenen Enthusiasmus. Ich hatte mit *Curtius* durch Vermittlung von *Aline Brunstäd*, die in Erlangen seine Hörerin gewesen war, schon bald nach meiner Rückkehr nach Freiburg Bekanntschaft gemacht. Diese vertiefte sich bald zu einer Freundschaft, die bis zu seinem Tode im Jahre 1954 gedauert hat.

Durch ihn wurde ich auf das neu erschienene Werk von *Wilamowitz* hingewiesen. Ich las es und machte mich alsbald an eine ausführliche Besprechung, die noch im Jahre 1919 im Bd. VIII der von *Kroner* und *Mehlis* herausgegebenen Zeitschrift »Logos« erschien. Ich würdigte die Meisterschaft des berühmten Philologen in der Durchleuchtung der Motive *Platons*, durch die dessen jeweils zur Debatte stehendes Werk sich als das Ergebnis einer bestimmten äußeren und inneren Lebenssituation seines Autors ausweist. Nur gedämpft kritisierend wies ich hin auf die Schwäche dieser wesentlich biographischen Methode in Bezug auf eine sachliche Würdigung der Ergebnisse sowohl der einzelnen Dialoge, wie auch ihres Gesamtertrages für die Lösung der der Philosophie als solcher gestellten Aufgabe.

Mit Beziehung darauf bekam ich von *Wilamowitz*, dem ich die Rezension nach ihrer Veröffentlichung zugesandt hatte, einen kurzen Kartengruß, in dem er mir in der unbefangenen Weise gestand, daß er selbst sich mit den ontologischen Aporien des »*Parmenides*« und »*Sophistes*«, auf die ich besonders hingewiesen hatte, reichlich aber leider erfolglos abgequält habe. So sehr mich nun freilich die Promptheit und unprofessorale Natürlichkeit dieser Antwort des berühmten Gelehrten bestrickte, so wenig konnte sie mir doch zur Erkenntnis des wahren Mangels meiner Rezension verhelfen. Dieser bestand darin, daß sich in ihr immer noch eine geschichtsphilosophische Idee geltend machte, durch die meine fortdauernde Abhängigkeit von *Hegel* bezeugt wurde. Es war dies die Vorstellung, daß alle mögliche geschichtliche Erkenntnis des kulturellen Zustandes von Menschheitsgruppen a priori bedingt sei durch die Idee ihrer Zusammenstimmung zur Möglichkeit einer die ganze Menschheit umfassenden Gesamtkultur.

Der Plan der Untersuchungen, die ich nun im Einverständnis mit *Husserl* durchführen wollte, zwang mich, den literarischen Quellen nachzugehen, unter deren Einfluß *Hegel* sich seine frühesten philosophischen Meinungen gebildet hat. Die dafür nötigen Unterlagen fand ich der Hauptsache nach in den von *H. Nohl* auf Anregung von *W. Dilthey* im Jahre 1907 zum